

Donghua Li

Für den ehemaligen Olympiasieger im Kunstturnen gehen die Demonstrationen gegen China zu weit. Von Politikern wünscht er sich mehr Verständnis für sein Herkunftsland.



«Ich habe die Olympischen Spiele in China immer als Chance gesehen»: Donghua Li.

Herr Li, bei einer Demonstration in Paris ist die olympische Flamme erloschen. Was dachten Sie dabei?

Ich war sehr traurig, als ich die Bilder sah. Vor vier Jahren durfte ich die Fackel selber tragen. Das war eine grosse Ehre für mich, und ich habe dabei den Zusammenhalt der Bevölkerung gespürt.

Verstehen Sie die Wut der Tibeter über den Fackellauf, der durch ihre Heimat führen soll?

Der ganze Konflikt zwischen China und Tibet ist sehr kompliziert. Die Reaktion der Demonstranten geht für mich zu weit. Auch der Dalai Lama hat sich immer für eine friedliche Lösung eingesetzt. Solche Aktionen wie in Paris oder London werden die Probleme nur noch verschlimmern.

Von Boykottaufrufen an Sportler oder Politiker halten Sie also nichts?

Nein. Olympische Spiele sind ein Anlass für Sportler. Es ist sehr schade, wenn Politiker dies zu ihren Gunsten missbrauchen.

Zweifelten Sie nie an der Richtigkeit des Entscheids, die Spiele nach China zu vergeben?

Ich habe die Olympischen Spiele in China immer als Chance gesehen, um die Kommunikation mit der Aussenwelt zu fördern. Die Spiele werden zu einer positiven Entwicklung und einer Öffnung des Landes beitragen.

Haben Sie noch viele Freunde in China?

Meine Familien und viele Freunde leben dort. Natürlich sehen sie die aktuellen Probleme aus einer ganz anderen Perspektive. Sie unterschätzen die Komplexität des Problems genauso wie viele Schweizer.

Was lernten Sie in China in der Schule über Tibet?

Uns wurde gesagt, dass Tibet ein ganz normaler Teil von China sei. Das Land mit den heutigen Grenzen habe seit Hunderten von Jahren Bestand gehabt. Der Einmarsch in Tibet 1959 sei bloss ein Befreiungskrieg gewesen. Damit sind wir aufgewachsen, das war für uns ganz selbstverständlich. Darum reagieren die Chinesen heute auch so empfindlich auf die internationale Kritik. **Vor zwanzig Jahren sind Sie in die Schweiz gekommen. Hat sich Ihre Meinung über Ihr Heimatland geändert?**

Ich habe sehr schnell gemerkt, dass die Leute hier anders über China und seine Geschichte denken. Durch zahlreiche Gespräche mit Tibetern habe ich gemerkt, dass das Problem viel komplizierter ist, als ich es in China gelernt habe.

Wie empfanden Sie das Bild der Schweizer von China?

Viele Leute haben eine fixe Vorstellung vom alten China, die nur schwer zu ändern ist. Dabei hat sich das Land während der vergangenen Jahre enorm entwickelt. Natürlich könnten die Fortschritte grösser sein, aber ein so grosses Land mit 1,3 Milliarden Einwohnern braucht vor allem auch Stabilität. Würde China auseinanderbrechen, wären vielleicht plötzlich 100 Millionen Menschen auf der Flucht. Stellen Sie sich vor, was dies für die ganze Welt bedeuten würde.

Wie versuchten Sie dies den Menschen in der Schweiz zu erklären?

Nach meiner Ankunft in der Schweiz hatte ich ganz andere Probleme. Ich fühlte mich jahrelang sehr einsam. In China schauen die Menschen viel besser zueinander.

Hatten Sie in China je Probleme mit den Behörden?

Als ich meine Schweizer Freundin heiraten wollte, musste ich mich innerhalb von drei Tagen für meine Frau oder meine Turnerkarriere entscheiden. Ich konnte mich vom Nationalkader, meinen Freunden und meiner Familie kaum verabschieden. Das war damals wie ein Weltuntergang für mich. Und natürlich habe ich mich gefragt, warum die Funktionäre mich vor diese Wahl stellten.

Was ist in China schöner als in der Schweiz?

Die Anerkennung für Sportler ist viel grösser als hier.

Und sonst?

Die Schweiz und China sind schwer vergleichbar. Als ich von meiner Heimat zum ersten Mal nach Peking fuhr, dauerte die Zugfahrt über 30 Stunden. Was ich hier aber am meisten vermisse, ist das chinesische Gemeinschaftsgefühl. In China leben alle in grossen Familien und sorgen füreinander.

Die Fragen stellte **Andreas Kunz**.